

Museen sind wie Denkmäler

Wie sich aus Sammlungen Museen entwickeln können, veranschaulicht das Gemälde von David Teniers dem Jüngeren. Im Bild: eine der Galerien von Erzherzog Leopold Wilhelm von Österreich. Heute ist sie Teil des Kunsthistorischen Museums in Wien.

Lernen, staunen und verweilen: Dafür eignen
sich die rund 6.800 Museen hierzulande.
Doch welche Rolle kommt ihnen in der
Gesellschaft zu? Ein Blick auf die Geschichte
der deutschen Museenlandschaft.

Ob in der Stadt, auf dem Land oder am sprichwörtlichen Ende der Welt, sie sind überall: Museen. Seit Jahrhunderten sammeln Menschen das, was es in ihren Augen zu bewahren gilt. „Vielleicht erfüllen Museen damit ein menschliches Grundbedürfnis. Denn gesammelt wurde schon immer“, sagt Dr. Olaf Hartung. Als Privatdozent und Akademischer Rat für Theorie und Didaktik der Geschichte befasst er sich hauptberuflich mit Museums- geschichte und Museumsdidaktik.

Im Mittelpunkt des menschlichen Sammelns standen zuerst Gegen- stände für kultische Zwecke, die man etwa bei religiösen Feiern präsent- ierte. Erst viel später erfolgte eine planvolle Zusammenstellung ausge- wählter Objekte zu bestimmten Themen: „Museen, so wie wir sie heute kennen und die allen Bürgern offenstehen, entstanden in der Zeit der Aufklärung und bürgerlichen Revolutionen um 1800“. Damals hielt ein neues bürgerliche Geschichtsbewusstsein Einzug in Europa – und be- günstigte so die Entstehung von Museen, die nicht mehr benötigte, aber dennoch wertvolle Objekte bewahren, erforschen und präsentieren.

Bis dahin befanden sich solche Gegenstände im Privatbesitz. Viele Wunder- oder Kunstkammern gehörten Adel und Klerus. „Fürsten, Bischöfe und Monarchen nutzten ihre Sammlungen als Ort symbolischer Politik, um den eigenen Führungsanspruch zu untermauern.“ Doch auch das Bürgertum war nicht frei von solchen Wünschen. „Zwar wollte man zu Goethes Zeit die Menschen mit Kunst und Kultur zu Höherem bilden“, fährt Hartung fort, „die gebildeten und wohlhabenden Schichten wollten sich durch Kunst- und Kulturgegenstände aber auch von der Mittelschicht abgrenzen.“ Dies hat für die Eigentümer auch heute noch einen will- kommenen Nebeneffekt: Kunst lässt sich verkaufen, verschenken und ►

Wertvolles

vererben – und so wieder zu Geld machen. Manche Sammler könnten aber auch Enthusiasten gewesen sein, vermutet Hartung, „die ihre Liebe zur Kunst, Kultur und Geschichte mit anderen Menschen teilen möchten.“

Heute geht es in der Museumsarbeit um sammeln, erforschen, dokumentieren, bewahren und präsentieren – und sogar noch weitaus mehr: „Museen verfolgen ausdrücklich das Ziel, ihre Besucher zu bilden und,

„Vielleicht erfüllen Museen damit ein
menschliches Grundbedürfnis.
Denn gesammelt wurde schon immer.“

was mindestens ebenso wichtig ist, auch zu unterhalten,“ so Hartung weiter. Dass sie kein Relikt aus längst vergangener Zeit sind, sondern hoch im Kurs stehen, zeigt ein Blick auf die Statistiken des Instituts für Museumsforschung der Staatlichen Museen zu Berlin. Für 2019 errechneten die Experten über 111 Millionen Museumsbesucher deutschlandweit. Mitte der 1990er Jahre waren es noch rund 95 Millionen jährlich. „Oft können jedoch nur die bekannten größeren Häuser hohe Besuchszahlen vorweisen,“ wirft Hartung ein. Hierzu zählen für ihn etwa das Städel in Frankfurt am Main oder die Pinakothek der Moderne in München.



Ausstellungen zu weltbekannten Künstlern sind wahre Publikumsmagnete. Entsprechend hoch ist das Interesse auch von Seiten der Medien. So wie zum Beispiel 2019 bei der Vorabführung zu „Making Van Gogh“ im Frankfurter Städel Museum.

Wertvolles



Das Museum für Kommunikation Frankfurt lud mithilfe von Virtual Reality-Brillen dazu ein, in Hieronymus Boschs „Garten der Lüste“ einzutauchen.



Dr. Olaf Hartung ist Akademischer Rat für Theorie und Didaktik der Geschichte an der Universität Paderborn. Er forscht unter anderem zur Museumsgeschichte und -didaktik.

Solche Kunstmuseen könnten auch Ausstellungen zu bestimmten Künstlern oder Epochen mit überregionaler Anziehungskraft konzipieren. „Viele kleine Orts- und Stadtmuseen müssen hingegen um jeden einzelnen Besucher kämpfen.“

Ob groß oder klein, sie sind längst Teil des kulturellen Gedächtnisses. Als solche bewahren sie das materielle und immaterielle Natur- und Kulturerbe, wie es der Internationale Museumsverband als gesellschaftliche Aufgabe definiert. „Museen sind, so wie Denkmäler und Gedenkstätten, lebendige Erinnerungsorten, die durch ihren Symbolcharakter das kulturelle Gedächtnis von Gesellschaften verankern und bewahren“, fasst Hartung zusammen. Sammeln und Sammlungen seien daher kein Selbstzweck. Stattdessen dienen Museen als „Orte der Repräsentation und Konstruktion von Kultur, an denen kollektive Erinnerungen und nicht zuletzt ein Geschichtsbewusstsein diskutiert werden.“

Dabei setzen die Betreiber auch auf den Unterhaltungsfaktor, der mit Hilfe von moderner Technik, digitalen Werkzeugen oder Angeboten zum Experimentieren und Mitmachen unterstützt wird. „Die Zeiten, in denen Museen vor allem als Musentempel galten, dürften jedenfalls vorbei sein“, meint Hartung. „Andächtige Bewunderung von Kunst und als historisch wertvoll eingestufte Objekte allein genügt heute nicht mehr.“ Ihm selbst gefallen Häuser, die sich nicht erhaben oder überlegen gegenüber dem Besucher zeigen und stattdessen „offen, selbstkritisch, forschend und vielleicht auch ein wenig ironisch“ auftreten. Als Beispiel nennt er das „Museum der unerhörten Dinge“ in Berlin Schöneberg – ein kleiner Schauraum, in dem der Gründer zu ganz normalen Alltagsgegenständen humorvolle, aber fiktive Geschichten erzählt. ■